

Burgentypus aber primär dem Ordnungsprinzip eines jeweiligen Geländes unterlag.

Eindeutig hatten nach Biller die Templerburgen im Heiligen Land und auf der iberischen Halbinsel konkrete militärische Funktion. Damit verbietet sich, ihre Gesamtgestalt und Detailausbildung aus dem derzeit in der Burgenforschung grassierenden Fluchtbegriff „Symbolhaftigkeit“ heraus zu deuten. Dass auch bei Templerburgen mit der Mächtigkeit ästhetischer Gewalt operiert wurde, bleibt davon unberührt; was schon das Foto der portugiesischen Templerburg Almuro auf dem Buchumschlag demonstriert.

Sicherlich ließen sich einige Einzelaspekte vertiefen, so beispielsweise der dann doch vorhandene Unterschied zwischen dem Refektorium einer Templerburg und dem palasartigen Saalbau einer Adelsburg. Bei aller Knappheit (keine Fußnoten; nur wichtigste, in einigen Fällen kommentierte Literaturhinweise; fehlendes Ortsregister), behandeln die „Templerburgen“ in ihrer unpräzise abwägenden, durchweg flüssig lesbaren Darstellung jedenfalls eine burgenkundliche Grundfragestellung, die nach wie vor uneingeschränkte Aufmerksamkeit verdient.

*Cord Meckseper*

*Carl Heinrich Lueg/Stefan Leenen*

### **Rechnungsbücher und Tonpfeifen – Forschungen zu Haus Horst**

*Denkmalpflege und Forschung in Westfalen, Bd. 49,5, hrsg. von Michael M. Rind im Auftrag des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe, Darmstadt: Philipp von Zabern 2014. 340 Seiten, 130 Abbildungen, dazu Tabellen und Tafeln. ISBN 978-3-8053-4812-6.*

Bei der Beseitigung vieler Bauzeugnisse der Bergbau- und der Hüttenindustrie sind wir im Ruhrgebiet Zeitgenossen. Dadurch wird uns – und später noch stärker unseren Nachkommen – der unmittelbare Zugang zu der Welt, die unsere Region geprägt hat, erschwert. Bei weiter zurückliegenden Phasen der Regionalgeschichte ist der Zugang über allgemein zugängliche materielle Zeugnisse noch mühsamer. Bauernhäuser aus dem 16. Jahrhundert existieren nicht mehr, höchstens noch einige Kirchen und Adelssitze. Das macht u. a. die Bedeutung von Schloss Horst in Gelsenkirchen aus, denn das Gebäude bietet viele Einstiege in „verschüttete Vergangenheiten“. An dem Renaissance-Gebäude kann man z. B. einen Abschnitt vom historischen Emscherverlauf festmachen und von seiner Baugeschichte Zugänge in frühere Lebensverhältnisse gewinnen. Denn von „Haus Horst“, wie es historisch korrekt hieß, existieren sowohl umfangreiches jüngerer archäologisches Fund-Material als auch ungewöhnlich viele Archivalien, z. B. größere Teile der Verträge und Abrechnungen des Bauherrn Rutger von der Horst (1519 bis 1582) mit den beteiligten Bauhandwerkern und Zulieferern.

Doch solche „Dokumente“ müssen aufbereitet sein, damit sie zu sprechen beginnen. Schon von Zeitgenossen sind handschriftliche Texte oft schwer lesbar, wieviel schwieriger aus dem 16. Jahrhundert? Und um ihre Begriffe und Aussagen verstehen zu können, wird Hintergrundwissen gebraucht. Fast noch schwieriger ist die Arbeit der Archäologen. Aus einer ungeordneten Anhäufung von unvollständigen Bruchstücken müssen sie „Bilder“ gewinnen. Es ist so, als müsste man aus Mülltonnen unsere Lebensumwelt rekonstruieren. Man kann

froh sein, dass in Horst damals die Abfälle und der Bauschutt nicht in der Müllverbrennungsanlage Karnap entsorgt, sondern in die Schlossgräfte gekippt wurden. Und Dank an die Spezialisten, die diese Materialien sorgsam baren und auswerteten. Auf das so inzwischen gewonnene umfangreiche und überörtlich bedeutsame komplexe Material hinzuweisen, ist das Anliegen des „fachfremden“ Rezensenten, der – ausgebildet als Architekt, Sozialwissenschaftler und Bauhistoriker und später als Stadtplaner in Gelsenkirchen tätig – den architektonischen Prozess der Wiederherstellung von Schloss Horst intensiv begleitet hat. Die „Bautagebücher“ genannten Handwerker-Verträge des Rutger liegen – allerdings unveröffentlicht – bereits weitgehend in transkribierter Form vor. Dieser sozialhistorisch interessante Fundus wurde jetzt durch eine Quellenedition zu einem anderen Thema vergrößert. Der Gelsenkirchener Philologe und Pädagoge Carl Heinrich Lueg unterzog sich der Mühe, die auf Schloss Hugenpoet aufbewahrten Abrechnungen des Wilhelm von Haus zu bearbeiten. Wilhelm war einer von drei Vormunden für Rutger von der Horst, der als 13-Jähriger im Jahre 1532 mit dem Tod des Vaters zum Vollwaisen wurde. Die Mutter hatte Rutger schon als Kind verloren. Daraufhin war der Vater noch eine zweite, kinderlos gebliebene Ehe eingegangen. Er starb, ehe die Kinder volljährig waren, und auch die Stiefmutter hatte sich noch einmal verheiratet und gebar dem neuen Ehemann innerhalb von fünf Jahren fünf Kinder. Regelungen für die Kinder aus erster Ehe waren also notwendig. Schon solche Details geben einen interessanten Einblick in das Adelsmilieu des 16. Jahrhunderts. Man kann der Herausgeberleistung durchaus Aktualität beimessen, weil Vormundschaften nach wie vor an der Tagesordnung sind, heute nicht nur für unmündige Kinder, jetzt auch für andere Pflegebedürftige, aber unverändert sind Tugenden wie Gewissenhaftigkeit und Übersichtlichkeit der Rechnungsdarlegungen wichtig. Diese Eigenschaften brachte der Vormund Wilhelm von Haus mit. Er stammte aus der Gegend von Ratingen und war verwandt mit der leiblichen Mutter Rutgers. Als er die Wirtschafts- und Finanzverwaltung von Haus Horst übernahm und auch selbst in die damals spätmittel-

terlich überformte Burg einzog, war er ungefähr 30 Jahre alt und blieb dort bis zur Volljährigkeit von Rutger und der einige Jahre später vollzogenen Erbteilung unter den drei Brüdern (eine Schwester war in jungen Jahren in das Kloster Sterkrade gegeben worden). Die Abrechnungen setzen im Jahre 1536 ein, als sich Rutger und sein jüngster Bruder auf dem Gymnasium in Emmerich befanden. Wilhelm von Haus und ein weiterer Vormund, ein Priester, besuchten sie dort, wobei es zu Ausgaben kam, die festgehalten wurden. Später ging Rutger auf eine längere Kavaliertour nach Paris. Man erfährt aus der Quelle Einzelheiten, die Schlaglichter auf das damalige tägliche Leben und die dafür notwendigen Geldaufwendungen werfen: Dokumente müssen zu einem Gericht gebracht werden, was erhält der Bote dafür? Bauern liefern ihre jährlichen Pachten ab. Fässer werden gekauft. Uneheliche Kinder von Rutgers Vater werden finanziell unterstützt. Ein Reitpferd ist so kostbar, dass es, als es lahmt, aus Belgien abgeholt wird, usw.

Viele Namen und Fakten werden erwähnt, die für spätere Forschungen dienen können. Das Buch ist „schön“ bebildert. Die Edition erfolgte vorbildlich: Die einzelnen Textseiten wurden fotografisch reproduziert, ihnen stehen abschnittsweise die Transkription und eine hochdeutsche Fassung gegenüber. Man kann so u. a. die Sprachentwicklung studieren. Es gibt zudem viele Querverweise zur lokalen und regionalen Geschichte. Dabei zeigt sich, wie stark die historischen Bindungen großer Teile des Ruhrgebiets an das Rheinland waren. Text und Kommentar sind lebendig und detailreich, streckenweise sogar amüsant.

Im zweiten Teil des Buches wird von Stefan Leenen auf etwa 30 Seiten das im ersten Moment vielleicht etwas randständig anmutende Thema „Tonpfeifen“ behandelt. „Du bis ne Pfeifenkopp“ wird heute keiner mehr zu einem Bekannten sagen; vor einhundert Jahren wäre so ein Spottwort noch verstanden worden. Pfeifenköpfe mussten – um den Rauchergenuss dauerhaft zu behalten – mit Sorgfalt behandelt werden. Mit dem massenhaften Aufkommen von Zigaretten hörte das Pfeifenrauchen fast auf. Seit Anfang des 17. bis zum Ende des 19. Jahrhunderts wurde viel Pfei-

fe geraucht. Pfeifenköpfe waren ein begrenzt haltbares, in großen Mengen hergestelltes Alltagsprodukt. Wenn man das bedenkt, wundert man sich nicht, dass auf dem vergleichsweise kleinen Horster Grabungsareal insgesamt 671 Teile von Pfeifen und Pfeifenköpfe gefunden wurden, darunter 19 aus Porzellan. Die Funde stammen nicht aus der Rutger-Zeit, sondern aus dem 17. und 18. Jahrhundert. Leenen referiert kurz die Geschichte des Tabak-Anbaues und -Genusses. Zigarren- oder Pfeifenrauchen praktizierten anfangs alle Schichten, erst das Tabakschnupfen, verbunden mit dem Gebrauch demonstrativ teurer Dosen – man denke an Friedrich II. von Preußen –, war lange Zeit exklusiv. Gleichfalls schildert Leenen die Herstellung der Pfeifen und die Vielfalt ihrer Formen. Daran schließt sich ein 27-seitiger Katalog an, und nachfolgend werden auf 33 Tafeln die 225 größeren Bruchstücke in liebevollen Strichzeichnungen der LWL-Mitarbeiterin Gisela Helmich abgebildet. Bei Pfeifenköpfen und -stielen handelt es sich um Objekte der Alltagsgeschichte, jedoch verraten die Gegenstände noch deutlich ihre Handfertigung und weisen häufig Schmuckelemente auf. Lange waren die Stadt Gouda in Holland und das Kannebäckerland bei Koblenz die Hauptproduktionszentren von Pfeifen, doch zeitweilig gab es sogar in Bottrop Pfeifenbäcker. Material, Form, Zeichen oder kurze Worte erlauben, die Herkunftsgebiete der Pfeifen zu benennen.

Die oben besprochene Veröffentlichung steht nicht isoliert da. Bereits 2009 erschien als Band 49,3 in derselben Reihe eine ähnlich sorgfältig und detailliert aufgebaute mehrteilige Publikation von Julia Hallenkamp-Lumpe und Hans-Werner Peine über „Die mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Öfen“, auf die hier kurz eingegangen werden soll, weil auch in ihr Haus Horst schwerpunktmäßig vorkommt. Der erste Teil behandelt die in Horst gefundenen 107 Teile von Becherkacheln und 32 Fragmente von Topfkacheln. In ein- oder zweiteilige Öfen aus Lehmziegeln wurden nach innen gerichtete Tontöpfe eingefügt, um die Wärme-Abstrahlungsfläche zu vergrößern. Der Abschnitt beginnt mit Informationen darüber, ab wann über- haupt in Deutschland und der Schweiz

derartige Öfen konstruiert wurden. Über vergleichbares Keramikmaterial wird der Nachweis angetreten, dass in Horst diese im Vergleich zu einem offenen Feuer innovative Technik bereits im späten 12. und frühen 13. Jahrhundert zum Einsatz kam. Auf die Weise konnte neben der „Wohnküche“ noch ein zweiter Raum, eine Stube, vergleichsweise komfortabel erwärmt werden.

Wesentlich längere Beiträge sind den gusseisernen Ofen- und Kaminplatten, den Kacheln aus dem 16. Jahrhundert und den sogenannten Kombinationsöfen gewidmet. Hier haben die Grabungen den Blick erweitert, denn bei Horst dachte man bisher fast nur an die großen reliefgeschmückten Kamine. Sie befinden sich seit über 150 Jahren zum größten Teil auf Schloss Hugenpoet bei Essen und wurden so quasi zu einem Teil des rheinischen Geschichtserbes<sup>1</sup>.

Kombinationsöfen bestehen in der Regel aus einem Unterteil, das mit Gusseisen-Platten verkleidet war, und einem Oberteil, das oft Relief-Kacheln aufwies. Hier war die Konstellation von erhaltenen Objekten und Schriftquellen, die u. a. Preis, Zeitpunkt der Bestellung, Herstellungsort und Lieferweg nennen, methodisch ergiebig. So konnten auch andere erhaltene Objekte genauer verortet werden. In dem Zusammenhang ist es aber bedauerlich, dass die Karten mit den Vergleichsfunden sich generell nur auf Westfalen-Lippe beschränken, dass also das Rheinland, die Niederlande und der Weserraum ausgeblendet sind. Bei den frühen Öfen wären z. B. Vergleiche mit Grabungen von Haus Meer interessant. Bei einer so dynamischen empirischen Disziplin wie der Archäologie ist Vollständigkeit nicht zu erreichen. Gerade für die Alltagsgeschichte im Mittelalter oder der Frühen Neuzeit ist eine Blickbeschränkung auf Westfalen in Grenzen des 19. und 20. Jahrhunderts ungeeignet, speziell bei Orten wie Gelsenkirchen, die an der Grenze zum Rheinland liegen.

Interessant sind auch die sozialgeschichtlichen Zusammenfassungen: Der Preis, den Rutger für einen kleinen Gusseisenofen zahlte, entsprach damals dem Gegenwert von 57 Arbeitstagen.

Sehr ausführlich wird auf die Bildmotive der Ofenkacheln eingegangen: Rutger nahm starken Einfluss

auf die Auswahl und organisierte zu einem großen Teil die Herstellung der Model der Kachelformen durch die Bereitstellung von Bildvorlagen oder die Einschaltung von Bildhauern, die an anderen Bauschmuck-Elementen arbeiteten. Das ganze Gebäude diente der Selbstdarstellung eines kurkölnischen Ministerialen.

Weiterhin erschien 2010 als Band 49,4 dieser Publikationsreihe der Bericht von Monika Doll zum Thema „Tierknochen aus acht Jahrhunderten“, eine systematische und spannende Auswertung der 11.205 Knochen und Knochenfragmente, die besonders in der früheren Vorburg gefunden wurden. Die Auswertung der Skelettfunde auf dem Vorburgfriedhof durch Babette Wiedmann in einem weiteren Band befindet sich laut Herausgeber im Druck. Es ist zu hoffen, dass diese Bände mit der Auswertung von weiteren Fundkomplexen und der detaillierten Darstellung der Baugeschichte bald erscheinen und dass als Abschluss die „sprechendsten Teile“ in Horst museal gezeigt werden.

*Lutz Heidemann*

#### Anmerkung

<sup>1</sup> Vgl. Orte der Renaissance im Rheinland (Rheinische Kunststätten, H. 525), Köln 2010.

## English summaries

*Philip Côle/Ivor Bloor*

### Wilfried Pfefferkorn: The ruined castle on the Bussen near Offingen (Biberach district)

At the south-western end of the Bussen, a mountain between Lake Constance and the Swabian Jura, there is a pilgrimage church. Opposite, at the north-eastern end, is a ruined castle.

It is not clear when this castle was built. It passed to the Habsburgs in 1280, then to the family of Truchsess von Waldburg in 1387. The castle was destroyed during the Thirty Years' War and acquired by the Thurn und Taxis family in 1785. In 1869/70 the donjon was turned into an observation tower. Biberach district council acquired the ruin in 1997 and has carried out extensive restoration work. The author was the architect in charge of this work and the article presents his observations.

The tower may originally have been considerably higher – possibly topped by an additional stone storey with a half-timbered roof. On the north and south sides of the entrance floor there are openings to the wall walk, although they are a later addition as the tower was originally free-standing. The south-eastern entrance is now used for visitors. The historical raised entrance – a narrow doorway which is no longer accessible – is in such a poor condition that it is impossible to work out its original appearance or any decorative features.

The untrained eye often mistakes slit-like windows in the ground floor for loopholes. If they really are loopholes, they would have niches behind them. In our case a slit could indeed have been a loophole, although with the other embrasures the field of fire is too narrow, at least for archers. The outer shell of the tower walls consists of irregular blocks of travertine, which may have been quarried on the Bussen itself or may come from nearby Gauingen.

The sources for dating are fairly meagre and we have to rely on the

fabric. Rusticated ashlar could suggest the Hohenstaufen period, but this is not necessarily the case. Decorative features, often an aid to dating, are largely absent from the ruin and few minor finds have been recovered. This leaves only the loopholes which could facilitate dating and which suggest the castle was built at the end of the 13<sup>th</sup> century.

### Udo Liessem: Dattenberg – a neglected castle

Dattenberg lies south of Linz in the Neuwied district of Rhineland-Palatinate. The eponymous castle is just above the steep slope down to the Rhine. From here it was possible to observe the Aachen-Frankfurt military road on the left side of the river. The inevitable impression is that the castle was built to observe the mouth of the river Ahr and the military road which at this point turns left, particularly as Dattenberg resembles the imperial castle of Landskron, except that it is very much smaller. The donjon was intended as an observation point and should be seen principally as a symbol of power.

Following numerous changes of ownership and alterations to the fabric, particularly since the 19<sup>th</sup> century, it is very difficult to give any precise information about the appearance of the castle and, in particular, the outer bailey. The mediaeval remains of the castle are now concentrated in the modest core of the building consisting of the stump of the donjon which dominates the site and a few adjacent stretches of wall. The tower was once 22 m in height; today it is roughly half that.

The ground floor contained storage rooms; the first upper storey served as living quarters and was fitted with a latrine. The tower part may also have been used for representation purposes – celebrations, legal ceremonies and the like. The exterior of the tower shaft is uniform in design with the exception of the base, parts of which were removed – probably in the 19<sup>th</sup> century – to give access to the valuable basalt. The core of the castle was built – probably as an imperial castle – in the second third of the 13<sup>th</sup> century,